

Igor Schestkow

PATIENT NR. 35

Worte schicken uns auf die Jagd nach Chimären.
Wittgenstein

Da gingen wir, meine Freundin Lilli und ich, die Kastanienstraße in Berlin entlang. Abends. Im April.

Wir wollten jemanden besuchen, alte Freunde, Frau Riss und ihren Lebensgefährten, einen Kunstkritiker, der einen Aufsatz zu meiner Fotoausstellung geschrieben hatte. Frau Riss hielt gerne bei sich zu Hause sogenannte "Themenabende" ab. Heute sollte uns ein Bericht über Russland und ein russisches Abendessen erfreuen. Feine Sache!

Wir gingen langsam, denn wir wollten nicht vor der vereinbarten Zeit erscheinen. Wir schwiegen. Auf einmal schwatzten und wuselten junge Leute um uns herum wie Sternschnuppen im August, Studenten, die sich offenbar wegen wichtiger Dinge erregten. Wahrscheinlich waren sie auf der Suche nach einem Café, in dem der Cappuccino billiger war oder die Mädels zugänglicher – wo man dem Alltag leichter entfliehen, sich von ihm losreißen und ihm mit Hilfe gewisser Substanzen entschweben konnte.

In ihrem umtriebigen Knäuel wirkten wir wie zwei lahme Karrengäule, und die ausgesuchte Höflichkeit, mit der sie uns

behandelten, zeigte die hohe granitene Mauer zwischen unseren Welten in noch klarerem Licht, als es unverhohlene Arroganz vermocht hätte. Ja, ihr Weg war in Glas und Beton vorgezeichnet, in Universitäten, Banken und kapitalkräftigen Unternehmen zu beiden Seiten des Atlantiks und des Pazifiks, während unser sorgenvoller Lebenslauf uns wie den zahnlosen Lao immer weiter in die wasserlose Wüste des Lebensabends führte. Natürlich wusste ich um die Existenz dieser Wand zwischen Alter und Jugend, die neben allen anderen Hindernissen unsere bescheidene Welt einengt. Doch es sind zweierlei Paar Schuhe, davon zu wissen – oder sie mit eigenen Augen zu sehen und ihre Präsenz körperlich zu spüren. Genau das ging in mir vor, als ich zum ersten und letzten Mal meine jüngste Tochter besuchte, ohne vorher angerufen zu haben. Lange öffnete mir niemand, kein Laut drang aus der Wohnung. Es wäre klug gewesen, wieder zu gehen, aber ich war wie immer in Gedanken versunken, die mich von wer weiß woher bestürmen. Daher verstand ich die Bedeutung dieses vielsagenden Schweigens nicht. Endlich machte meine Tochter auf, ließ mich in den Flur eintreten und erklärte in kühlem Ton: "Papa, ich habe Besuch."

...

Diese Worte klangen wie in Granit gemeißelt.

Nach wie vor verstand ich nicht das Geringste, öffnete die Tür zu ihrem Wohnzimmer einen Spalt und spähte hinein. Da stand ein langer, gedeckter Tisch, an dem etwa zwanzig Gäste saßen. Alle trugen auf ihren Gesichtern die gleichen, abstoßenden Masken von sardonisch grinsenden Bajazzos, durch deren enge Sehschlitze sie mich schweigend anblickten.

Mich erfasste das Grauen. Ich schloss die Tür, nickte meiner Tochter zu, schickte ihr einen Blick über die Schulter hinüber und zog mich zurück. Doch als ich ihr Haus verließ,

spürte ich in meinem Rücken die Kälte dieser steinernen Wand, die hinter mir stand und immer höher wurde, fast so hoch wie die Mauer zwischen Arm und Reich.

...

Auf einmal bemerkte ich vor der Einbiegung auf den Zionskirchplatz vor der Tür eines mit Jugendstil-Elementen geschmückten Hauses zwei schmutzige Stiefel mit hohen, kariösen Absätzen. Dreifarbig. Aus Leder. Mit Schnalle und Sporen. Sie standen da, als hätte sie jemand als Warnzeichen oder zur Ermahnung dort platziert.

Fünf Minuten später kamen wir am Haus unserer Bekannten an, gegenüber der Kirche.

Wir schellten. Man antwortete uns und öffnete das Tor. Durch den Eingangsbogen hindurch liefen wir über den Innenhof. Als wir unten an der Wohnung klingelten, bemerkte ich, dass auf den Pflastersteinen vor dem Eingang genau die gleichen Stiefel standen wie in der Kastanienstraße, blinkend mit Schnalle und Sporen. Und wieder kam mir, wie der leichte Aufprall eines Wassertropfens im Gehirn, der Gedanke, dass es sich um ein Zeichen, um eine Ermahnung handeln könnte. Aber weswegen? Wer trug solche Stiefel? Ich selbst etwa? Nein. Ich kann Stiefel nicht ausstehen, seit sie mir damals beim "freiwilligen" Ernteeinsatz auf dem Kartoffelacker die Füße wund scheuerten. Ich konnte und wollte nämlich keine Fußlappen darumwickeln, ging mit Söckchen – und ließ mir die Füße blutig schaben.

Allerdings verspürte ich keine Neigung, in meinem Gedächtnis zu kramen und über Vergangenes zu räsonieren. Was vorbei ist, ist vorbei.

Doch da stehen nun diese albernen Stiefel, stehen einfach so herum...

Aber weshalb erinnerst du dich an sie, wie an eine Passage aus einem vor langer Zeit gelesenen und vergessenen Buch? Sie steckt dir im Kopf und lässt sich nicht wie ein Nagel herausziehen. Spielt dir das Gedächtnis Streiche? Oder ist das ein Anzeichen für ein Nachlassen deiner Geisteskraft?

Wenn man auf jeden Kleinkram Zeit verschwenden wollte...

...

Wir kamen pünktlich und waren wie immer die Ersten. Unangenehm...

Ganz allmählich liefen auch andere Gäste ein. Ich zähle sie in der Reihe ihres Erscheinens auf, soweit ich es mir gemerkt habe.

Ein alter Politiker, der sich aus den Amtsgeschäften zurückgezogen hatte und eine stattliche Sammlung von Zinnsoldaten aus der Hitlerzeit besaß. Ich glaube, sie nannten ihn Karl. Er stöhnte von Zeit zu Zeit und lief rot an. Mit seiner Mimik schien Karl sagen zu wollen: Ich weiß alles besser als ihr. Aber ich bin lieber still, weil es keinen Sinn hat, Idioten etwas erklären zu wollen. Entweder sie verstehen es nicht oder sie verdrehen die Tatsachen. Damals, zu meiner Zeit...

Eine modisch gekleidete, aber in die Jahre gekommene Schriftstellerin, emanzipiert, mit kurzen Haaren und übertriebenem Selbstbewusstsein, aus Hamburg gebürtig, eine Dame... Ihr letzter Bestseller trug den Titel: "Der schwarzhäutige Freund des einsamen Nordsalto". Ich fragte sie nicht, was ein "Nordsalto" ist. Später fiel mir das Buch in die Hände. Ich blätterte es durch und verstand sogleich, dass es sich um die heiße Liebschaft einer gealterten Millionärin mit einem Flüchtling aus dem Senegal handelt, der ein Bild von einem Mann, aber ein Chaot war. So viel zum Thema Nordsalto!

Dann war da noch die junge (etwa fünfzigjährige) Künstlerin Emily. Sie zeigte mir den Katalog ihrer Werke. Da sah man irgendwelche Elefäntchen. Ein rotes Elefäntchen und ein blaues Elefäntchen. Ein großes und ein kleines. Mit Stoßzähnen und ohne. Sie sagte, dass Elefanten für sie "nicht einfach nur Tiere, sondern göttliche Entitäten sind, Hieroglyphen einer Ursprache, in der die Altvorderen das bis heute von keinem Archäologen entdeckte, sagenhafte Buch Toth geschrieben haben, aus dem Teile auf unbekanntem Wege in die Hände von Aleister Crowley gerieten, diesem Taugenichts und Scharlatan..."

Tiere tun mir leid, aber ich mag sie nicht besonders. Sie haben etwas Schizophrenes, sind teuflische Parodien auf den Menschen. In meiner Nachbarschaft lebte ein Tierarzt, der mir im Zirkus auf den Leninbergen Elefanten aus der Nähe zeigte. Abstoßende, schmutzige Ungetüme. Schmutzig waren sie, weil der Tierarzt das Ethanol, das ihm für Hygienemaßnahmen ausgehändigt wurde, kaltblütig selber trank oder gegen Baumaterial für seine Datscha versetzte, an der er schon fünf Jahre lang werkelt, ohne fertig zu werden. Er saß nämlich wegen Mordes an seiner Ehefrau in der Klapsmühle. Befreundete Zirkusartisten brachten ihm trotz aller Verbote den Alkohol ins Tollhaus.

"Man kann Tiere auch mit dem Wässerchen aus der Leitung waschen. Das geht sogar noch besser. Man braucht keinen Alkohol an sie zu verschwenden", sagte der Tierarzt mehrfach und mümmelte an einem Stück Schinken, das er für eben diesen Alkohol bei einem befreundeten Fleischer eingetauscht hatte.

Ein grauhaariger, aber jung gebliebener Dokumentarfilmer mit wohlklingendem, doppeltem Familiennamen war ebenfalls da. Er hatte einen herzerreißenden Film über die

Kinder Tschernobyls gedreht und war auch in Afrika gewesen (seine Filme über Hyänen und dortige Müllhalden für Elektronikschrott hatten eine ganze Reihe von Preisen bekommen). Vor kurzem war er aus Russland zurückgekehrt, wo er einen Film über Straßenkinder in Sankt Petersburg und über die Eremitage drehen wollte, aber dafür keine Erlaubnis von den städtischen Behörden bekam. Er sollte uns über seine Abenteuer in der Unterwelt Sankt Petersburgs sowie die bürokratischen Schleichwege im Putinschen Machtapparat berichten, und zu seinen Ehren hatte Frau Riss ein "Russisches Abendessen" zelebriert.

Auch Alfred war da, ein Bildhauer, der sein Geld mit der Gestaltung von Grabmalen verdiente, in seiner Freizeit aber kleine erotische Plastiken, Medaillons und Figürchen anfertigte. Einige seiner Arbeiten standen auf der altmodischen Anrichte von Frau Riss. Sie erinnerten an Netsuke-Figuren, waren aber viel gröber gestaltet. Neben ihnen wachte ein kleiner "Denker" von Rodin und ein sächsischer Zinnsoldat mit Hellebarde (Geschenke von Karl). Alfred hasste Russen, weil er in frühester Kindheit ein schreckliches Erlebnis hatte: Der Kolbenschlag eines betrunkenen Sowjetsoldaten brach ihm die Fingerknochen seiner linken Hand. Dabei hatte er beinahe davon geträumt, Pianist zu werden. Frau Riss erzählte mir übrigens, dass er sich die Geschichte ausgedacht hatte und ihm niemand als Kind die Knochen brach, dass ihm vielmehr während seiner Steinmetzlehre die Hand von dem schweren Denkmal eines sowjetischen Soldaten zerquetscht wurde. Solche Denkmäler gab es nach dem Krieg häufig in Ostdeutschland. Alfred laborierte lange daran herum, konnte nicht arbeiten und war so böse auf das Denkmal, dass er die Geschichte mit dem betrunkenen Soldaten erfand.

Walter war ein Beamter, der im Regierungsstab Merkels arbeitete. Es schien, als sei er schwul, wollte das aber verbergen. Haare wie ein Biber, Oberlippenbart. Alter schwer zu schätzen. Er war imposant und raumgreifend, aber von demonstrativer Bescheidenheit. Er sprach fast gar nicht, vertilgte jedoch mehr Pelmeni als alle anderen und erzählte eine anstößige russische Geschichte über schwarzen Kaviar, Schrot und eine Artilleriekanone.

Zu guter Letzt wäre noch Herr Valentin zu erwähnen, der seltsamste von allen Gästen. Er arbeitete als Hypnotiseur und sprach einen mir unbekanntem deutschen Dialekt. Er war ein mysteriöser Mensch mit mysteriösen Ansichten, von mysteriösem Alter und mysteriöser Staatsangehörigkeit. Es fiel schwer, ihn anzuschauen, weil er so dürr war. Während des Essens verlor er nicht ein einziges Wort.

...

Wenn ein junger und unerfahrener Schriftsteller mich unter Kollegen um einen Rat bäte, wie er besser schreiben könnte – er bäte nur um einen einzigen guten Tipp, um die Dinge nicht unnötig zu komplizieren...

Natürlich wird das kaum jemals geschehen, denn junge – und genauso nicht mehr ganz junge Schriftsteller sind nur an Bekanntheit und Erfolg interessiert und brauchen keinerlei Ratschläge von Außenseitern. Aber wenn das nun doch vorkäme, würde ich mir auf die Lippen beißen, mit den Zähnen knirschen und etwas brummeln wie: "Vermeiden Sie nach Möglichkeit Aufzählungen. Nichts ermüdet den Leser mehr und nützt ihm weniger als Aufzählungen. Aufzählungen sind noch schlimmer als Pleonasmen, mit denen man ebenfalls äußerst vorsichtig umgehen sollte."

Auch ich habe, wie Sie bemerken konnten, gegen diese weise Regel verstoßen und die Gäste von Frau Riss aufgezählt. Einige waren mir zwölf Zeilen wert, für andere hatte ich keine vier übrig. Am besten wäre es, über jeden von ihnen ein eigenes Buch zu schreiben und die psychologische Konstruktion ihres ständig mutierenden und sich tarnenden "Ichs" zu analysieren, die Aufmerksamkeit für die erstaunlichen Wechselfälle ihres Geschicks zu schärfen und letztlich ein gigantisches Gefüge eben jener Aufzählungen zu schaffen, die lediglich in wortgewaltigen Urwäldern verborgen sind, dem berüchtigten "Butan". Aber all diese Lianen und Stacheln, Blüten und Stämme, Zweige und Zweiglein, all dieses wortreiche Dickicht – wie sehr man sich auch anstrengen wollte, es bliebe doch nur Phantasie.

Nur ein hirnloser Leser denkt, dass der Schriftsteller irgendetwas über seine Helden weiß. Aber nein, er weiß leider gar nichts von ihnen. Je dicker das Buch ist, desto unverschämter sind die Lügenmärchen, die er darin aufischt. Deswegen beschränke ich mich, wenn ich dem geneigten Leser meine Helden vorstelle, nicht einmal auf die Spitze des Eisberges, sondern begnüge mich mit der Skizze dieses oberen Teils, mit dem, was ich selbst gesehen habe – oder mit dem, was mir mein fiktiver Ich-Erzähler berichtet, der über einen magischen Blick verfügt.

Natürlich könnte ich etwas aus den tieferen, unsichtbaren Schichten des Eisbergs hinzufügen, um den Text zu beleben. Ich könnte zum Beispiel erwähnen, dass der oben beschriebene Besitzer einer Sammlung von Zinnsoldaten, jener Karl, schon in den Siebzigerjahren nach der skandalträchtigen Enttarnung eines sogenannten "Kreises" europäischer Politiker beinahe ins Gefängnis gewandert wäre. Dieser Kreis bestand

offenbar aus über 1300 Leuten, die jahrelang Fotos von nackten Kindern ausgetauscht haben, auf denen sie mit erwachsenen Onkeln und Tanten verschiedenste Spiele trieben, die ihrer psychischen und physischen Gesundheit abträglich waren.

Oder ich könnte beiläufig erwähnen, dass die betagte Schriftstellerin aus Hamburg nicht immer alt, modebewusst und gut betucht war, sondern in jungen Jahren betteln ging und sich ohne die Hilfe ihrer egoistischen und alkoholabhängigen Eltern alleine durchschlagen musste – fünf Jahre lang! Fünf ihrer jungen, so prägsamen und wichtigen Jugendjahre hindurch arbeitete sie auf dem Straßenstrich. Drei weitere Jahre quälte sie sich in einem Bordell herum, bis sie endlich am Rande des körperlichen und seelischen Abgrunds einen schwerreichen Tattergreis fand, der zarte, junge Früchtchen liebte und sich mit "Investitionsprojekten" in armen Ländern SO-Asiens und Afrikas befasste. Er war ein unermüdlicher Arbeiter und ein unersättlicher Liebhaber. Die spätere Schriftstellerin, die er zu seiner Mätresse machte, vermutete sogar, dass da nicht alles mit rechten Dingen zuging, sondern dass er sich irgendwelcher chinesischer Pillen bediente, die, wie man behauptet, aus dem Horn des weißen Rhinoceros gefertigt sind, das noch in den Höhlen und Wäldern Hindustans leben soll. Es kostete sie übermenschliche Kräfte, ihn letztendlich dazu zu bewegen, sie im Testament zu erwähnen. Kaum zu glauben, aber wahr – nur wenige Tage, nachdem der greise Investor sein Testament offiziell bei einem Notar zu ihren Gunsten geändert hatte, starb er an einer Alkoholvergiftung. Er hatte zu viel "Picador" getrunken, das Herz machte nicht mit. Schon ein Jahr später bewohnte unsere angehende Schriftstellerin nicht mehr die kleine Ein-Zimmer-Wohnung in einem grauen Hochhaus in Schönfeld, sondern

ein todschickes Appartement in Blankenese, mit Blick auf die Elbe, mit Schwimmbad im Keller und einem Rosengärtchen.

Die Elefäntchen der Künstlerin Emily gerieten nicht zufällig in ihr Werkverzeichnis, und ganz bestimmt nicht, weil sie "göttliche Entitäten und Hieroglyphen einer Ursprache" sind, sondern weil... Nein, hier muss ich schweigen. Lassen wir das grausige Geheimnis dieser Frau ungelüftet, das ist besser für uns alle.

Hingegen scheint es mir unerlässlich, etwas über unseren Bildhauer, den Russenhasser, zu schreiben. Trotz seines mehr als fortgeschrittenen Alters besuchte Alfred noch immer mit schöner Regelmäßigkeit den Berliner Sado-Maso-Klub "Zum rosa Prometheus". Jedes Mal bat er dessen Direktorin, die in den Sechzigerjahren als "Domina Hilde" bekannt war, ihm ein "möglichst junges russisches Fräulein ohne Brust" zum fröhlichen Durchpeitschen zu schicken. Und so geschah es, zumal diese Art von Handelsware in Europa massenhaft zu haben war und Alfred gut bezahlte. Nach langen und qualvollen Exerzitien mit der Peitsche geriet Alfred meist in Wallung, bat das misshandelte Mädels auf Knien um Verzeihung, weinte und beleckte die blutigen Spuren seines Wutanfalls mit der Zunge – worin sein allerhöchster Genuss bestand. Es sei angefügt, dass Alfred, so lange seine Frau lebte, ein guter und treuer Ehemann war, und nach ihrem Tod ein großzügiger und treu sorgender Vater und Großvater.

Der unter Wasser befindliche Teil des Lebens war bei dem Beamten Walter nicht nur gleichgeschlechtlichen Verirrungen gewidmet, nebst den Dramen, die offenbar stets damit einhergehen. Walter war Mitbegründer einer virtuellen Verbrecherplattform. Es handelte sich um eine für den Normalbürger und die Kollegen im Bundestag unsichtbare Hacker-

organisation, die sich mit Morden auf Bestellung befasste. Allerdings ging es nicht um die physische Vernichtung von Personen, sondern um Rufmord. Auch über den Hypnotiseur würde ich gerne etwas erzählen, aber da gibt es nichts. Dieser Mensch stellt für mich ein schwarzes Loch dar. Er saugte gleichsam alles auf, was um ihn herum vorging, sogar seine eigenen Worte und Handlungen.

Fast hätte ich es vergessen: Die Hauptperson des Abends, der Dokumentarist, war einer der Lieferanten von Kinderbildern und Filmchen für den erwähnten Politiker-"Kreis". Natürlich gibt es in seinem Bericht über Tschernobyl nichts Anstößiges. Drei Jahre Gefängnis hatten ihn vorsichtig gemacht.

...

Der Dokumentarfilmer erzählte etwa 40 Minuten lang über seine Abenteuer in Russland. Oft zog er die Schultern zusammen und seufzte. Aus irgendwelchen Gründen schaute er fragend und abfällig zu mir hin, als sei ich dafür verantwortlich, dass Millionen von Obdachlosen durch Russland streunen, während man ihm die Dreherlaubnis verweigerte. Obwohl ich schon fast 30 Jahre in Deutschland lebe, bleibe ich für die hiesigen Ureinwohner ein "Russe", der für sämtliche Abscheulichkeiten in Russland verantwortlich ist. Das bleibt so bis an mein Lebensende.

Es fiel mir schwer, ein Gähnen zu unterdrücken. Ich hörte nichts Neues oder wenigstens Unterhaltsames. Die Leningrader Keller- und Dachbodenwelt der Obdachlosen und Diebe kannte ich nicht, aber mit deren Moskauer Pendant war ich in meinem vorigen Leben oft genug in Berührung gekommen. Der Film wäre für die erfolgsgewohnten Europäer ein aberwitziger und absurder Alptraum gewesen. Für die unausweichlichen Hindernisse, die man ihm in den Weg stellte, gab es in meinen Augen eindeutige und bestens bekannte

Gründe. In allen Szenen, die der Dokumentarfilmer beschrieb, erkannte ich die alten Sowjetzeiten wieder, wenn auch auf die neue Realität hin korrigiert. Ich verstand das Offensichtliche, das der Dokumentarfilmer nicht in der Lage war zu begreifen. Die Verweigerung der Dreherlaubnis resultierte von Seiten der russischen Bürokratie keineswegs aus der Sorge um "die Kinder" oder um "die Bilder", "die Sicherheit" oder "die Zuschauer", die von Kinofritzen aus dem Gleichgewicht gebracht werden konnten. Die Absage hatte keinerlei rationale Gründe... Sie diente auch nicht dazu, hintenherum eine kleine Bestechung locker zu machen. Sie war ein organischer Bestandteil der russischen Welt, des Imperiums, des Dritten Roms.

Wir genehmigen das nicht. Basta!

BASTA!

Wenn hier jeder filmen wollte.

Das alles gehört uns! Unsere Obdachlosen, unsere Bilder!

Wir erlauben das nicht.

Dazu der Stierblick. Abkömmlinge von Idioten.

...

Ich weiß noch, wie ich zu Beginn der 2000er-Jahre in Moskau ankam und mich gleich in das Puschkin-Museum begab, das ich seit Studentenzeiten über alles liebe – zu Gast beim Heiligen Sebastian von Boltraffio, bei Artaxerxes von Rembrandt und der Frau des Königs von Gauguin... Ich hatte meine Nikon fest im Griff und knipste unablässig in den halbleeren Sälen herum. Besonders lange hielt ich mich bei dem kleinen Bild "Grablegung Christi" von Michel Sittow auf. Schon lange träumte ich davon, diese Arbeit mit dem offensichtlich späteren, aber verwandten Bild Boschs zu vergleichen. Wegen der hellen Lichtreflexe war es nicht leicht, die Arbeit von Sittow aufzunehmen. Das war eine harte Nuss,

aber meine Mühe blieb nicht ohne Lohn. Ein altes Mütterchen, das ganz und gar nicht wie eine Museumswärterin aussah, riss sich von seiner Exkursionsgruppe los, kam auf mich zu, packte mich mit ihrer Krallenhand am Ärmel und versuchte mich von dem Bild wegzuziehen. Dabei zischte sie in bedeutungsvollem Ton: "Unsere Bilder werden nicht fotografiert. Da kommen Juden und Deutsche aus ganz Europa... Fotografiert bei euch zu Hause!"

...

Nachdem der Dokumentarfilmer seine Erzählung über das Grauen der Petersburger Unterwelt und die herzlosen russischen Bürokraten beendet hatte, bestürmten ihn alle Anwesenden mit Fragen.

Die Salto-Schreiberin wollte wissen, ob die erotische Stilrichtung der Literatur im heutigen Russland frei ist oder etwa zensiert wird. Der Regisseur hatte noch nicht antworten können, da brüllte der schwerhörige Bildhauer mit den zerquetschten Knochen ohne jegliches Verständnis für das, was gerade besprochen wurde: "Was heißt hier frei? Vielleicht ist sie das sogar, aber es gibt dort keinen neuen Tolstoi, keinen Dostojewskij und keinen Tschekow mehr, weiß der Geier warum." Er blickte unwirsch zu mir her und fragte, ob es in den russischen Läden denn genug Waren gebe.

"Waren gibt es durchaus, aber die einfachen Leute haben kein Geld."

"Für Raketen haben sie immer Geld. Und für Schlösser und Yachten für die Oligarchen."

Der Kunstkritiker fragte: "Was essen denn diese obdachlosen Kinder da in den Kellern und in der Kanalisation?"

"Sie stehlen was und wo sie können. Man fängt sie wie streunende Hunde ein und bringt sie in Heime. Sie brechen wieder aus, denn da ist es noch schlimmer als auf Dachböden

oder in Kellern. Ältere Heiminsassen und Erzieher quälen und verprügeln die Kleinen."

...

Der Merkelbeamte wollte wissen, ob deutsche Filmemacher denn im Besitz von Empfehlungsschreiben des Bundestages oder anderen vertrauenswürdigen Stellen seien. Darauf bekam er zur Antwort, das sei durchaus der Fall.

"Ja, und das hat nicht geholfen?"

"Nein."

"Was ist denn dort nur los?"

"Sie bezeichnen das als so etwas wie 'Willkürherrschaft', aber das kann man nicht genau ins Deutsche übertragen."

Die Künstlerin Emily fragte, ob es nicht möglich gewesen wäre, Putin zu treffen und ihn persönlich um eine Erlaubnis zu bitten. Einige Gäste kicherten taktlos.

"Wir haben ihm einen Brief geschickt, aber er hat nicht geantwortet. Wir wollten mit den Einnahmen des Films eine Hilfskampagne für obdachlose Kinder ins Leben rufen."

Frau Riss fragte, ob Sankt Petersburg schön sei und erzählte gleich von ihrem eigenen Besuch der Stadt an der Newa vor 35 Jahren, darüber, wie herzlich sie von den Lenin-grader Bürgern empfangen worden sei und auch, dass sie ihre eigene Version vom Verbleib des Bernsteinzimmers habe, das sich vermutlich in Berlin unter dem Reichstag befinde.

Meine Lili fragte schüchtern errötend, was denn der Eintritt in die Eremitage kostet und ob es wahr sei, dass es dort noch den Saal im Originalzustand gebe, wo die Provisorische Regierung am Tag des bolschewistischen Umsturzes tagte.

Der Politiker Karl fragte gar nichts, sondern brummte: "Sie hätten die Parade auf dem Roten Platz anschauen sollen... Dann würden Sie besser verstehen, wohin Sie gefahren sind. Damals bei Adenauer..."

Frau Riss bat die Gäste zu Tisch. Alle freuten sich, endlich das unangenehme Gespräch über dieses "entsetzliche Land und die armen Kinder" zu beenden, wo es aber so "gute Menschen" gibt, die schon ewig wie "rechtloses Vieh" leben müssen.

Alle löffelten roten Borschtsch mit saurer Sahne, kauten Blini aus Buchweizengraupen, belegt mit einer dünnen Scheibe von gesalzenem rotem Fisch, aßen Pelmeni, tranken Wodka aus kleinen Gläsern. Zum Nachtsch reichte man winzige Honigprinten und starken "russischen" Tee (das heiße Wasser wurde aus einem Samowar eingeschenkt, den man zu DDR-Zeiten gekauft hatte).

...

Nachdem die Printen vertilgt waren, teilten sich alle je nach Neigung in kleine Gruppen auf, verzogen sich in die Ecken des riesigen Wohnzimmers und diskutierten leidenschaftlich mit lebhaften Gesten und lautem Gelächter. Ich gab Lili, die die Schriftstellerin wissbegierig über ihr neues Buch ausfragte, einen Wink mit den Augen, ob wir nicht allmählich nach Hause gehen sollten.

Schon lange hatte mich nämlich der Enthusiasmus und das Feuer des Streithahns verlassen, und gelehrte Gruppengespräche ermüdeten mich. Ich war es leid, mit den Männern die Schwanzlänge auszumessen und vor den Damen als betuchter Schlaukopf zu glänzen.

Mich verlangte nach einer Mütze Schlaf.

Lili versprühte einen erbosten Blick, der sagen sollte: "Mach dir nur keine Hoffnungen! In welchem Jahrhundert haben wir uns denn zum letzten Mal aufgerafft, das Haus zu verlassen?"

Ich gab nach, setzte mich in einen altmodischen Sessel mit Armlehnen, betrachtete die Decke, an der eine große Fliege vor ihrem eigenen Schatten davonlief und schloss die Augen.

...

Herr Valentin, der Hypnotiseur, unterbrach mein Behagen.

Er sagte: "Ich habe bemerkt, dass Sie sich während der Rede des Herrn Regisseurs unbehaglich fühlten. Warum denn?"

Jetzt musste ich ihm aufmerksam ins Gesicht schauen. Müde, kluge Augen von einer Farbe, die an Weißkohl erinnerte. Eine römische Nase, schmale, deutsche Lippen. Falten, die ihn als gealterten Skeptiker und Misanthropen auswiesen. Ein Mann von Format.

"Weil..."

Beinahe hätte ich die Contenance verloren und zum Besten gegeben, was der "Herr Regisseur" damals in den Sechzigerjahren so alles getrieben hatte...

"Weil dort, unter dem Regime Putins, alles viel schlimmer und gefährlicher ist – sowohl für die russische Bevölkerung als auch für uns hier. Wir dürfen keine bösartigen Hohlköpfe unterstützen, sondern müssen uns bewaffnen. Hören wir doch auf, die ökonomischen Riesen und die politischen Zwerge zu spielen. Lasst uns eigene Atomwaffen zur Abschreckung aufstellen, Panzer bauen, die Pershing-Raketen zurückholen. Die deutsche Unfähigkeit zur Verteidigung ist eine Einladung für Putins Horden. Aber das kapiert hier keiner. Die Deutschen bilden sich ein, alles besser zu wissen als der Rest der Welt. Sie verstehen sogar Russland besser als russische Emigranten, die dort jahrzehntelang gelebt haben, und fallen auf jeden Pieps herein, der von da drüben kommt."

"Ha, ha, ha, was ist das denn? Wahrscheinlich bin ich nicht so vermessen wie andere, aber lassen Sie nicht locker, sagen Sie kurz und knapp, was Sie von Ihrer früheren Heimat halten."

Das Faltenornament auf dem Gesicht des Hypnotiseurs zeigte die höchste Stufe der Höflichkeit an, aber seine Lippen – ja, seine Lippen drückten Skepsis aus. Dieser ignorante Teufel hatte keinerlei Interesse an Russland. Wie hätte es anders sein können?

"Sehr gerne. Putins Kumpels und KGB-Spezis, seine Beamten und Oligarchen haben den Platz der alten Parteimenklatura eingenommen – mit unermesslicher Diebesbeute und unerhörter Macht in der Hand. Das Volk, früher "Sowjetmenschen", heute "Weicheier" genannt, hat sich kaum geändert, außer dass die Menge der Drogen und die Anzahl der Süchtigen hundertmal höher ist als zu Breschnews Zeiten. Auch die Aidskranken sind dazugekommen. Sonst ist alles wie früher. Gesetzlosigkeit, Unterdrückung, Diebstahl und Aggression von oben. Und unten – zufriedenes Schweigen, unterbrochen höchstens vom Gluckern des Vodkas, dem Hicksen und Knurren des hungrigen Magens, dem Ächzen und Stöhnen von Prügeleien. In kleinen Schritten haben sie Krieg angefangen: In Georgien haben sie es probiert, und das hat prima geklappt. Sie haben sich Teile des Landes unter den Nagel gerissen. Weiter ging es mit der Ukraine. Das russische Reich kann nicht existieren ohne einen Krieg, in dem es etwas zu plündern gibt. Sie brauchen immer jemanden, den sie masakrieren können, verstehen Sie?"

Ich stellte die Frage, obwohl ich genau wusste, dass ihn meine Darlegung nicht interessierte. Ich erzählte – und dachte dabei: "Was will er nur von mir?"

"Töten und stehlen. Der Tag ist nicht mehr fern, an dem Russland die baltischen Staaten angreift, Polen, Rumänien... Danach fallen sie auch bei uns ein. Wenn sie schon so grausam mit ihren eigenen Obdachlosen umgehen, wie werden sich dann erst hier aufführen? Ich habe oft versucht, das meinen neuen Mitbürgern einzuhämmern, aber sie glauben mir nicht. Sie schauen mich nur so an, wie Sie mich jetzt anschauen. Wie einen, der Russland absichtlich in schwarzen Farben malt. Einen falschen Propheten. Oder wie einen Idioten."

"Das liegt daran, dass wir unser Leben von Grund auf ändern müssen, sowohl auf gesellschaftlichem als auch auf privatem Gebiet, wenn Sie Recht haben. Wir müssen eine schlagkräftige Armee aufbauen, die Geheimdienste auf Vordermann bringen und vor dem großen Krach Aktien verkaufen. Aktien sind momentan die einzige Art, ohne Arbeit Geld zu verdienen. Niemand kann etwas gegen Dividenden haben. Es ist viel leichter, Sie für einen Idioten zu halten als sich selber."

"Ich verstehe. Übrigens, sind Sie wirklich Hypnotiseur?"

"Ja, allerdings bin ich Psychotherapeut, kein Illusionist. Manchmal helfe ich der Polizei."

"Warum sagen Sie das?"

"Wenn die Leute hören, dass ich Hypnotiseur bin, wollen sie Zauberkunststücke wie die 'schwebende Jungfrau' oder Massenhypnosen sehen, bei denen sich alle ausziehen, vor Kälte bibbern oder dummes Zeug reden."

"Können Sie das denn?"

"Hmmm..."

"Schon gut, schon gut, Sie müssen niemanden ausziehen. Sie helfen der Polizei? Dann helfen Sie mir doch, ein kleines Rätsel zu lösen."

...

Ich erzählte ihm von den Stiefeln mit Sporen. Die Falten zeigten Verständnis und Mitgefühl.

"Mit Sporen? Ich kann mich an keine Stiefel im Hauseingang erinnern... Also was wollen Sie jetzt von mir?"

"Hypnotisieren Sie mich und helfen Sie mir dabei, mich zu erinnern, wo ich diese verdammten Stiefel gesehen habe. Schaffen Sie das? Das ist sicher viel einfacher, als einen Säufer vom Vodka loszureißen oder auf einer Fotografie zu erkennen, wo sich ein Mörder versteckt hat."

"Wir können es ja probieren. Sie sollten sich aber nicht innerlich gegen mich auflehnen oder sich gegen mich sperren. Im Gegenteil, entspannen Sie sich, genehmigen Sie sich ein Nickerchen, dann werden wir sehen."

Ich flüsterte Lili einige Worte ins Ohr (sie schaute mit ihrem speziellen Blick nach mir, dann nach Herrn Valentin und schnaubte skeptisch), dann nahm ich Frau Riss am Arm, führte sie zur Seite und bat sie, den Hypnotiseur und mich für eine halbe Stunde in der Bibliothek einzuschließen. Ich erklärte, warum. Frau Riss nickte.

"Aber Hand aufs Herz, Sie müssen uns hinterher von den Ergebnissen erzählen. Das ist furchtbar interessant."

"Natürlich erzähle ich davon, wenn es etwas zu erzählen gibt."

"Wenn es gar nicht klappt, erfinden sie eben irgendetwas Haarsträubendes. Sie sind doch Schriftsteller, das ist Ihr Job. Bisher ist unser Abend ein bisschen harzig verlaufen. Versprechen Sie es mir?"

"Ich verspreche es."

...

Hinter uns fiel die Tür zu. Das Schloss klickte. Wir saßen uns in Sesseln gegenüber. Der Hypnotiseur bat mich, die Augen zu schließen und gleichmäßig tief zu atmen. Er nahm mein linkes Handgelenk in seine Rechte und fing an laut zu zählen.

"Eins, zwei, drei, vier, fünf..."

Seine Stimme klang etwas fremd. Er zählte laut und ganz langsam, wobei er die Worte feierlich aussprach, wie ein Ansager beim Militär, der die Zündung einer Atombombe rückwärts abzählt... Bei "neun" wurde ich schläfrig, die "sechzehn" hörte ich schon nichts mehr. Entweder hatte er mich tatsächlich zum Schlafen gebracht, oder ich war von selbst eingeschlummert.

Ich erwachte zwischen 34 und 35 wieder und öffnete die Augen.

Herr Valentin hielt immer noch mein Handgelenk. Wir saßen uns wie zu Beginn gegenüber, allerdings nicht mehr auf Sesseln, sondern auf nüchternen Metallstühlen!

Zwischen uns stand ein langer Tisch, ebenfalls aus Metall, mit dicken Beulen und Lederriemen zur Fixierung von Menschen.

Was war das?!

Ich stellte mir vor, ich selbst läge fixiert auf diesem Tisch und neben mir stünde ein Chirurg mit Schutzmaske und einer kleinen Kreissäge aus Chrom in den Händen.

"Bu-bu-bu, seien Sie stark, es tut nicht lange weh! Zucken Sie nicht mit den Beinen, Patient Nr. 35. Wir werden den Schnitt nicht quer ansetzen, sondern längs."

Wir befanden uns in einem großen Raum ohne Fenster mit einem breiten Spiegel an der Wand. Der Foltertisch stand in der Mitte.

Dieser Raum hatte keine Tür!

"Habe ich lange geschlafen? Wo sind wir hier? Was ist das für ein Tisch? Stammt der aus einem Konzentrationslager?"

"Sie haben nur eine halbe Minute geschlafen. Und fragen Sie lieber Ihr Unterbewusstsein, wo wir uns hier befinden. In gewissem Sinne befinden wir uns – in Ihrem Inneren, in einem Raum, den Ihr Gedächtnis erschuf. Jetzt sollten Sie sagen, wo wir hier sind und warum. Das Tischchen ist doch ein liebes Ding, sie haben es selbst erdacht. Fragen Sie sich, wen Sie darauf quälen wollten."

"Niemanden. Mein Sadismus ist lediglich nur eine dunkelviolette Farbe im Text."

Ich stand auf und befühlte die Wände, schloss die Augen und machte mich steif, sogar so stark, dass ich fühlte, wie etwas brach...

Hatte ich den Panzer eines Hirschkäfers durchbrochen?

...

Ich öffnete die Augen wieder. Herr Valentin war verschwunden.

Ganz allein befand ich mich in diesem entsetzlichen Zimmer ohne Fenster und Tür.

Wenn er recht hatte und all das von meiner Erinnerung arrangiert worden war, dann... dann musste das alles etwas mit mir zu tun haben... Virtuell, oder wie? Aber die erschreckende Gegenständlichkeit hier wirkte in dem grellen, bläulichen Licht besonders penetrant. Man sah jedes Staubkorn auf dem Tisch.

Wo kam eigentlich das Licht her? Hier gab es keine Lampe und keinen Leuchter.

Ich ging zum Spiegel, klopfte mit dem Knöchel des Zeigefingers daran und stieß mit dem Kopf dagegen wie ein Kalb.

Der Spiegel gab ein Geräusch von sich, wie es entsteht, wenn man an eine große zweihändige Säge klopft und sie unangenehm zu schwingen beginnt.

Warum hatte ich an den Spiegel geschlagen? Zwingen einen Dummkopf, zu Gott zu beten...

Wenn ich wirklich schlafe, dürfte ich keine Schmerzen haben. Und wenn sie mich hierher gerollt hatten, während ich schlief? Ich wusste allerdings nicht, wer und wie, ob es weh tun würde und wie sehr.

Und es tat weh. Sogar die Haut an der Stirn war verschrammt.

Andererseits flüsterte mir eine widerwärtige Stimme zu, dass das vielleicht gar kein Schmerz war, sondern nur die Erinnerung daran.

Das heißt, du hast überhaupt nichts herausgefunden. SO kann man nichts herausfinden.

"Aber wie denn?"

"Das weißt du selber."

"Gar nichts weiß ich."

"Natürlich weißt du es. Du musst sterben. Selbstmord begehen. Wenn du wieder aufwachst, heißt das, dass du unter Hypnose standest. Und wenn es so ist, wenn alles leer ist, dann, verzeih, beweg dich. Na, bist du schwach?"

Schwach, schwach.

Woran erinnert mich dieses grässliche Zimmer mit dem seltsamen Tisch?

Aber ja, natürlich, an einen Raum für Verhöre. Du schlägst hier Purzelbäume, und von der anderen Seite des Spiegels her beobachten dich Polizisten und lachen sich einen Ast. Oder verbrenne.

Der Untersuchungsführer spricht mit der Geschädigten.

"Dieser? Schauen Sie genau hin, in aller Ruhe. Er hat Sie vergewaltigt. Kann man so ein Scheusal etwa mit jemand anderem verwechseln? Er hat eine Tätowierung auf der Stirn. Das ist eine Maschine, kein Mensch. Schauen Sie sich seine Hände an, sein Hemd, seine Hose. Er hätte sich nicht umziehen können. Vielleicht erkennen Sie etwas."

"Keine Ahnung. Da war es dunkel. Vielleicht war er es, vielleicht auch nicht."

Ich schaute also auf seine Hände und erkannte sie nicht. Sie waren kräftiger und jünger als meine. Braun gebrannt. Noch einmal eilte ich zum Spiegel und betrachtete mein Bild darin.

Aber – ganz ruhig... Das bin ich nicht. Das sieht mir nicht einmal ähnlich.

Auf meine Stirn ist die Zahl 35 tätowiert. Groß wie ein Daumenabdruck.

Ein großer, dürrer, junger Mann, vielleicht vierzig Jahre jünger als ich. Er sieht aus wie der Sohn eines Farmers aus dem amerikanischen Westen.

Derbe, segelartige Hosen, Hosenträger... Ein kariertes Hemd ohne Kragen. Weste. Stiefel mit Sporen.

Bin ich das etwa? Der Patient 35?

Gleich zeige ich Ihnen, was ich für einer bin. Ich nahm den Stuhl und begann mit aller Kraft auf den Kerl im Spiegel loszuschlagen.

Die ersten zwei Schläge hielt er aus, er fing wieder an fürchterlich zu vibrieren. Nach dem dritten Schlag zersplitterte er. Seine Scherben übersäten den Linoleumboden des Raumes.

Dahinter war ein anderes Zimmer – wie ich es erwartet hatte. Es war leer, doch befand sich dort eine Tür. Sie war

halb geöffnet. Leicht wie ein flüchtiges Hirschkalb übersprang ich die Wand, die die Zimmer trennte. Ich flog zur Tür.

Ich öffnete sie... und trat hinaus...

Vor meinen Augen dehnte sich ein Tal, in dem tausend Kühe weideten...

Einige Dutzend Cowboys versuchten, sie in den Pferch zu treiben.

Zikaden sirrten, Hunde bellten, die Kühe muhten wie von Sinnen.

Die Sonne brannte gnadenlos, aber mir war nicht heiß.

Geschickt sprang ich auf ein Pferd, das in der Nähe stand und sprengte auf die Herde zu.

Wie lange ich Cowboy war, kann ich nicht sagen. Vier Jahre, vier Monate, oder vier Minuten? Dieses Leben ist aus meinem Kopf geflogen. Ich erinnere mich dunkel, wie sie die Kälber brandmarkten. Ein Cowboy saß auf dem Kopf eines Tieres, ein anderer hielt es an den Beinen fest. Der Dritte brannte es mit einem rotglühenden Eisen. Es roch nach verbrannten Haaren.

Schließlich hatte ich den Eindruck, mich wieder in diesem Raum mit dem Tisch und dem Spiegel zu befinden. Alles darin war so wie damals, als ich mich das erste Mal dort aufhielt. Steril, sauber...

Der Tisch glänzte, als hätte man ihn zu meiner Ankunft extra poliert. Das Linoleum war geputzt, der Spiegel nicht zerschlagen, zwei Metallstühle standen auf beiden Seiten des Tisches einander gegenüber. Auf einem saß Herr Valentin, der in tiefes Nachdenken über irgendetwas versunken war. Er

hatte sich seit meiner Anwesenheit in keiner Weise verändert. Auf dem anderen Stuhl saß ich.

Da belebten sich die Falten des Hypnotiseurs plötzlich und zeigten Ironie. Er fragte mich schmunzelnd: "Na, Sie sind wohl auf Mustangs ausgeritten? Haben Sie Strauße und Gürteltiere gesehen"

"In Texas laufen keine Strauße und Gürteltiere herum."

"Haha, Sie sind ein guter Beobachter. Sehr lobenswert. Nun, verehrter Wandersmann, wohin geht es denn diesmal? In wen verwandeln Sie sich? Sie haben mich, ehrlich gesagt, sehr erstaunt. Ich hätte nie vermutet, dass in Ihrem Unterbewusstsein Platz für Kühe und Cowboys, Lassos und Revolver ist. Wie gewöhnlich! Bestimmt gab es in Ihrer Seele irgendein Häkchen, vielleicht einen besonderen Komplex oder eine Erinnerung aus der Kindheit an einen Reiter ohne Kopf, Budly Poindexter oder Cassius Calhoun. Es hat Sie nicht ohne Grund nach Texas verschlagen. Etwas hat Sie dorthin gezogen, nach unten, wie es den Helden aus Angel Heart nach New Orleans zog. Das Ende Ihres Abenteuers war dem jenes Privatdetektivs ähnlich. Nur gut, dass Sie ihn vergessen haben. Auf jeden Fall haben wir Ihre Stiefel gefunden, und zwar ehrenhaft. Oder besser gesagt: Diese dreifarbigten Stiefel haben Sie gefunden und haben bei Ihnen eine falsche Erinnerung geweckt, was ein geisterhaftes Leben zur Folge hatte, das vier Jahre oder vier Augenblicke dauerte. Tjaja. Ich bin nicht Freud und habe nicht vor, in Ihrem Inneren zu graben. Keine Ahnung, was man in einem Menschen alles finden kann. Das ist doch bloß eine Müllkippe. Beschäftigen Sie sich selbst damit, wenn Sie Lust haben. Aber nun, verehrter Herr, muss ich Sie leider verlassen. Für den Fall, dass Sie in Ihre gewohnte Realität zurückkehren wollen, sagen Sie laut: 'Der Fünfunddreißigste', und die Plage hat ein Ende. Das hoffe ich

jedenfalls, möchte Sie aber warnen: Die Rückkehr wird Ihnen nicht gefallen. Sie haben anscheinend noch nicht verstanden, dass der "Russische Abend", dass Frau Riss und ihre Gäste, ja sogar ganz Russland mit all seinen Reizen – dass all das in keiner Weise mehr der Realität entspricht als ihre Cowboy-Freunde und die Kälber, die sie brandmarkten."

So sprach der Hypnotiseur – und verschwand.

...

Ich war außer Stande, seine Worte zu begreifen.

Ich begann sogar zu vermuten, dass dieser seltsame Mensch gar nicht hier im Zimmer war und dass ich mir alles Gesagte nur selbst eingeredet hatte. Meinen Verdacht konnte ich nicht beweisen. Noch lange dazusitzen, hatte ich keine Lust. Also stand ich auf und ging mit entschlossenen Schritten zum Spiegel. Nicht ohne Bestürzung und Angst schaute ich nach meinem Abbild. Oh Gott, was war das für ein Scheusal?

Ich packte einen Stuhl und knallte ihn gegen den Spiegel.

Wie verabredet öffnete Frau Riss nach einer halben Stunde die Bibliothek, fand aber dort niemanden vor. Sie wendete sich an Lili: "Wissen Sie, ich hatte eben fast eine Art Deja-Vu-Erlebnis. Eine Stimme flüsterte mir zu, dass ich die verschlossene Bibliothek öffnen sollte. Ich war sicher, dass sich darin die Gäste befanden, die mich darum gebeten hatten, sie für kurze Zeit einzuschließen. Aber da war niemand! Nur meine beiden Kanarienvögel schlafen im Käfig."

"Ach, meine Liebe, dergleichen kann in unserem Alter schon einmal passieren. Schauen Sie, alle Gäste sind hier. Ich hatte so viel Spaß am Gespräch mit dieser Dame über ihr neues Buch. Aber oh je, es ist schon spät, mein Wolfgang hatte wohl keine Lust mehr, auf mich zu warten. Ich gehe

jetzt allmählich nach Hause. Haben Sie vielen Dank für den wunderbaren Abend!"

Aus dem Russischen: Klaus Kleinmann